

Zeitschrift:	Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band:	29 (1973)
Heft:	3
Artikel:	Das Unbehauftsein die Wurzel auch der sprachlichen Zerrüttung
Autor:	Teucher, Eugen / Göttinger, Fritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-421110

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Unbehauertsein die Wurzel auch der sprachlichen Zerrüttung

Es gibt ein Gemälde von Jean-Baptiste Siméon Chardin, das mit „Les douceurs du foyer bourgeois“ überschrieben ist. Es stellt ein Interieur im Stile des 18. Jahrhunderts dar. Zwei Kinder sitzen am Tisch; die Mutter bringt das Essen; ein Kind spricht mit gefalteten Händen das Tischgebet. Das Bild atmet eine beglückende Geborgenheit aus. Chardin war ein stiller, bescheidener Maler, der kaum öffentlich hervortrat, der aber von dem einflußreichen Largillièr gefördert und in die Akademie aufgenommen wurde. „Die Anmut des bürgerlichen Zuhause“, wie man den Titel des Bildes übersetzen könnte, ist ein Ausdruck des beglückenden Behauertseins, das der modernen Zeit vielfach verlorengegangen ist. Man könnte es auch auf einigen Bildern des Hamburger Malers Philipp Otto Runge, hier allerdings nicht selten leicht verkitscht, oder in Goethes „Hermann und Dorothea“ finden. In diesem Epos haben wir gleichzeitig auch das Gegenstück zu der behäbigen, fast etwas spießbürgerlichen Behauertheit das Elend und die Unbehauertheit der Emigranten recht drastisch vor Augen. Hier heißt es am Schluß:

„Also sprach sie und steckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam sprach mit edler, männlicher Rührung:
Desto fester sei bei der allgemeinen Zerrüttung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum;
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend
gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“

Wie aber kann man sich die Welt bilden, wenn man zynischerweise die wohl begründete Ordnung und Überlieferung das „Etablierte“ nennt, wenn man als des Lebens höchste Seligkeit ein Zelt, das Sinnbild der Nomaden, auf einer Wiese meint, wo man doch

ein Zuhause zurückgelassen hat, das ebenso beglückend sein könnte, wenn man nur wollte. Mit der Ordnung und Überlieferung ist nicht nur das enthalten, was Scheffel in seinem echt bürgerlichen, ja für uns Heutige das Bürgerliche fast karikierende Epos den Papst Innozenz XI. sagen läßt: „Doch Ihr wißt, man soll in Rom die Überlieferung heilig halten.“ Vielmehr ist jenes im höheren Sinne Geschichtliche gemeint, das der Gegenwart den Sinn bedeuten und für die Zukunft die Brücke bilden kann. So sagt der Historiker Karl von Rotteck, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirkte, zu einer Zeit also, da das Bürgerliche noch festgegründet und gesichert schien: „Den Wert und den Nutzen der Geschichte für das geistige Leben des Menschen nachzuweisen, dürfte mit Recht ebenso überflüssig erscheinen als die Bemühung, die Nützlichkeit der Sonne für das Pflanzen- und Tierreich darzutun.“ Noch deutlicher sagt es José Ortega y Gasset: „El hombre que conserva la fé en el pasado, no se asusta del porvenir, porque está seguro de encontrar en aquél la táctica, la via y el método para sostenerse en el problemático mañana“ (Der Mensch, der das Vertrauen in die Vergangenheit bewahrt, fürchtet die Zukunft nicht, weil er die Gewißheit hat, in jener die Taktik, den Weg und die Methode vorzufinden, mit denen er mit dem problematischen Morgen fertig werden wird). Und, um noch ein drittes Beispiel zu erwähnen: Frau Dr. theol. Ursula von Mangoldt, die Nichte des großen Walter Rathenau, nennt ihre Erlebnisse und Begegnungen im Berlin der Vorkriegs- und Kriegszeit sowie der zwanziger Jahre „Auf der Schwelle zwischen Gestern und Morgen“ und schreibt im Vorwort zu diesem Buche: „Nicht eine Analyse der Zeit also, nicht die Sezierung von Kräften, Geschehnissen und Menschen wird der Leser in diesem Buche finden, sondern den Versuch, in Querverbindungen Gemeinsames zu erkennen und in der Fülle wie Gegensätzlichkeit einer gelebten Wirklichkeit den Übergang zwischen gestern und morgen zu erfahren.“

Das sind drei Zeugnisse für eine sinnvolle Geschichtsauffassung, mit deren Hilfe man die fragwürdige Zukunft bewältigen kann, an deren Horizont die Atombombe und der Weltkommunismus sichtbar werden. Die Geschichtslosigkeit aber ist die eigentliche Unbehauustheit des modernen Menschen; es ist weniger das Fehlen eines Hauses im wörtlichen Sinne. Walther von der Vogelweide wanderte den größten Teil seines Lebens von Burg zu Burg, wo man etwas übrig hatte für Dichtung; darunter befand sich der „wonnecliche Hof“ von Herzog Leopold IV. in Wien (einem grimmigen Feind der Eidgenossenschaft übrigens); erst dem Fünfzigjährigen schenkte Kaiser Friedrich II. ein kleines Lehen. Aber was für eine geistige Seßhaftigkeit bestimmte sein Werk!

Die innere Behaustheit hat also sehr viel mit der Sprache zu tun: das sehen wir am Beispiel von Herrn Walther. Die Beziehung ist aber noch viel tiefer. Sie geht nicht nur zurück in die Vergangenheit, sondern sie weist auch neue Wege in die Zukunft, ganz im Sinne von Ursula von Mangoldt. Der große Kulturphilosoph unserer Zeit, Prof. Jean Gebser, hat in einem frühen Werk, das noch vor seinen Hauptwerken „Die abendländische Wandlung“ und „Ursprung und Gegenwart“ erschienen war, im „Grammatischen Spiegel“ nachgewiesen, daß in der neuern Dichtung gewisse Veränderungen im Gebrauch des Adjektivs und Wertverschiebungen des Subjekts vorkommen, die mit dem neuen Bewußtsein unserer Zeit, der aperspektivischen Weltschau, übereinstimmen. Er sieht dies bei den Dichtern Rainer Maria Rilke, Paul Eluard, Aragon, García Lorca.

Die Funktion der Sprache bei der Suche nach einer wahren und untrügerischen Heimat in der Zeit, die noch nie so stark eine Übergangszeit war wie heute, liegt also in dem Brückenschlag zwischen gestern und morgen, das heißt in einem vorurteilslosen Suchen nach Gemeinsamkeit und menschlichen Verbindungen. Wer nicht so denkt, ist ein kläglicher Wirtshaushocker, der seine Behaustheit ebenfalls verloren hat.

Ein weiterer Hinweis auf die Unsicherheit im Sprachlichen, in der sich die Unbehaustheit des heutigen Menschen spiegelt, ist die willkürliche Interpretation des Begriffs des Humanismus. Der Humanismus des 16. und der des 18. Jahrhunderts waren eine Hinwendung zum Menschlichen, zur edlen Einfalt und stillen Größe, was man vorzugsweise in der klassischen Antike verkörpert sah. Was sich aber heute als Humanismus bezeichnet, ist ganz einfach das Sein des Menschen ohne Gott, also eine Art des Atheismus. Ich glaube nicht, daß wir mit solcher Gesinnung wesentlich weiterkommen.

Eugen Teucher

Ein wohl des Hochdeutschen, aber nicht des Schweizerdeutschen mächtiger Welschschweizer empfindet es als demütigend und unanständig, wenn ein Deutschschweizer, darauf beharrt, ihm auf seine Fragen bärndütsch, zürityütsch oder baseldytsch zu antworten.

Ein Welschschweizer, der Deutsch gelernt hat und es üben möchte, dem man aber in der deutschen Schweiz sogleich französisch antwortet, empfindet das meist nicht als freundliches Entgegenkommen, sondern je nachdem als Bequemlichkeit, Unbildung (Ausrede des Partners, Hochdeutsch sei ihm eine Fremdsprache), Charakterlosigkeit oder Egoismus (selbst profitieren!). Er wird außerdem entmutigt und — mißmutig.

Genau wie ein Franzose sich wundern mag, warum gewisse deutschschweizerische Zeitungen nicht ohne das Wort „malaise“ auskommen. Gibt es denn kein deutsches Wort dafür? Wie heißt doch die bekannte Schrift von Sigmund Freud: „Das Malaise in der Kultur“?

Fritz Güttinger („Zielsprache“)